

Verhandlungen

der

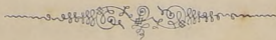
philomathischen Gesellschaft

in

Meiße

vom 15. März 1855 bis zum

7. Februar 1856.



Meiße.

Gedruckt bei Rosenkranz u. Bär.

Chronologisches Namens-Verzeichniß der Mitglieder.

- Apotheker Lohmeyer, den 9. März 1838.
Rechnungs-Rath Weymann, den 4. Juni 1841.
Gymnasial-Oberlehrer Kastner, den 7. December 1841.
Dr. med. et chir. Kasper, den 16. October 1842.
Rektor Steinhorst, den 5. Juli 1843.
Kreisrichter Forche, den 13. April 1844.
Religionslehrer Scherzberg, den 13. April 1844.
Apotheker **Dr.** Polesch, den 3. December 1844.
Hauptmann von Graurock, den 8. April 1845.
Justizrath Scholz **II.**, den 8. April 1845.
Dr. med. et chir. Berliner, den 3. Juni 1845.
Hauptmann Köhler, den 6. Januar 1846.
Direktor der Artillerie-Werkstatt Hauptmann Frey, den 5. Januar 1847.
Apotheker Welzel, den 5. Januar 1847, gestorben im August 1855.
Rechts-Anwalt Gabriel, den 4. Mai 1847.
Divisions-Auditeur Justizrath Kurella, den 5. October 1847.
Staats-Anwalt Hülse, den 4. Januar 1848.
Dr. med. et chir. Kattner, den 4. Januar 1848.
Kreis-Gerichts-Rath Nixdorff, den 4. Januar 1848.
Oberst-Lieutenant von Clausenitz, den 9. März 1848.
Bürgermeister Kuxen, den 9. März 1848.

- Direktor des Gymnasiums **Dr. Zastra**, den 6. Juni 1848.
- Oberlehrer **Dr. Hoffmann**, den 6. Juni 1848.
- Oberlehrer **Dr. Bauer**, den 10. October 1848.
- Apotheker **Ernst**, den 2. Januar 1849.
- Lehrer **Klein**, den 2. Januar 1849, ausgeschieden im October 1855.
- Kaufmann **Frank**, den 17. April 1849.
- Kreisrichter **Lesser**, den 5. Juni 1849.
- Oekonomie-Kommissarius **Gruner**, den 6. November 1849.
- Maler **Anders**, den 6. November 1849, ausgeschieden im October 1855.
- Polizei-Anwalt **Bischoff**, den 6. November 1849.
- Inspektor der Pulverfabrik **Sorge**, den 6. November 1849.
- Oberst **Schönermark**, den 2. Februar 1850.
- Rendant Lieutenant **Krause**, den 8. April 1850.
- Ober-Stubbs-Arzt **Dr. Trusen**, den 4. Juli 1850.
- Kreis-Physikus **Dr. Begasse**, den 22. Februar 1851, ausgeschieden im October 1855.
- Gymnasiallehrer **Schmidt**, den 22. Februar 1851.
- Musik-Direktor **Studenschmidt**, den 26. März 1851.
- Schulvorsteher **Zäckel**, den 26. März 1851.
- Dr. med. et chir.** **Hanuschke** in Ottmachau, den 29. Mai 1851.
- Stifts-Rath **Polenz**, den 16. October 1851.
- Se. Durchlaucht **Prinz von Holstein**, Oberst und Kommandant von Meisse, den 29. November 1851.
- Premier-Lieutenant **von Schramm**, den 30. November 1851, versetzt nach Danzig im August 1855.
- Dr. med. et chir.** **Felsmann**, den 30. November 1851.
- Religionslehrer und Regens **Gotschlich**, den 31. Januar 1852.
- Direktor der Realschule **Dr. Sondhaus**, den 27. September 1852.
- Premier-Lieutenant **von Nach**, den 10. November 1852, ausgeschieden im März 1855.

- Collaborator am Gymnasium Wutke, den 30. November 1852.
- Landrath von Zatrjewski, den 22. Januar 1853.
- Divisionß-Prediger Hoche, den 5. April 1853.
- Rittergutsbesitzer Dyhrenfurth in Waltdorf, den 10. Mai 1853.
- Candidat des höheren Lehramts Schneider, den 5. Mai 1853.
- Lieutenant Engel, den 6. October 1853.
- Major im Generalstabe von Freyhold, den 15. October 1853.
- Hauptmann von Pannewitz, den 15. October 1853.
- Garnison-Auditeur Steinhausen, den 15. October 1853.
- Candidat der Theologie Prox, den 15. October 1853.
- Premier-Lieutenant von Beyer, den 3. November 1853, versetzt nach
Rosenberg im November 1855.
- Collaborator am Gymnasium Wutke, den 9. Februar 1854.
- Collaborator an der Realschule Hawlitzka, den 1. Mai 1854.
- Landes-Ältester von Donat, den 1. Mai 1854.
- Ober-Gerichts-Assessor Dr. jur. Friedenthal, den 24. September 1854.
- General-Major und Brigadier Scherbening, den 24. September 1854.
- Oberlehrer Theissing, den 6. October 1854.
- Kreis-Gerichts-Direktor Henrici, den 2. December 1854.
- Lieutenant von Schweinichen, den 15. December 1854.
- Hauptmann Rutsch, den 22. Januar 1855.
- Lieutenant von Treskow, den 10. April 1855, versetzt nach Potsdam im
October 1855.
- Lieutenant Herring, den 26. September 1855.
- Referendarius von Reigenstein, den 29. September 1855.
- Lieutenant Müller, den 4. October 1855.
- Appellations-Gerichts-Rath Hellwich in Ratibor, den 18. October 1855.
- Lieutenant Rotte, den 6. December 1855.
- Referendarius Volkmer, den 6. December 1855.
- Rechts-Anwalt Lebenheim in Ottmachau, den 29. December 1855.

Major und Artillerie-Offizier vom Platz Lindenbaum, den 29. December 1855.

Premier-Lieutenant Lampe, den 29. December 1855.

Den Vorstand der Gesellschaft bilden gegewärtig:

Apotheker **Dr. Poled**, Secretair.

Hauptmann Frey.

Dr. med. et chir. Kasper.

Gymnasial-Oberlehrer Kastner.

Apotheker Lohmeyer.

Kreis-Gerichts-Rath Nixdorff.

Justizrath Scholz II.

Rechnungsrath Weymann.

Gymnasial-Direktor **Dr. Zastra.**

Reise, im Februar 1856.

Verhandlungen.

Am 15. März 1855 beging die Philomathie die Feier ihres siebenjährigen Bestehens. Der Secretär der Gesellschaft Herr Doctor Poleck begrüßte die zahlreich versammelten Mitglieder und Gäste. Nach Bertheilung des Jahresberichts für 1854 hielt Herr Staats-Anwalt Hilse den ersten Theil seines Vortrags **über die Begründung der europäischen Staatenfamilie.**

Der Vortragende ging davon aus, daß, wenn gleich mit neuen Generationen neue Ideen, Wünsche und Hoffnungen keimen, doch jedes Zeitalter der Zukunft als weientliche Grundlage seiner Entwicklung diene. Die Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart in dem ganzen Sein, Streben und Wirken der Menschheit weise fortwährende Entwicklung nach und führe zu dem Schlusse, daß kommende Geschlechter einem hohen Grade wahrer Kultur und Humanität, wahren Volkswohlts entgegen gehen. Mit Entwicklung des Geistes, der Sprache, der Familie zur Genossenschaft unter der nothwendigen Unterordnung unter den Weiseren, den Unpartheischen, den erblichen Regenten sei der Menschheit die Staatsform gewonnen worden, die allein geeignet ist, die Menschheit in nebeneinander stehende Staatenfamilien zu einen und dem sogenannten ewigen Frieden, zu ungestörter fortschreitender Geistesentwicklung zuzuführen. Das Alterthum sei sich dieses Zieles nicht bewußt gewesen. Demnächst wurden die Zustände der alten Völker, wie sie nach einander in eigener Ueberschätzung, Verachtung anderer Völker, dem Wahne ausschließlicher Bevorzugung und Kulturberechtigung hervorgetreten sind, vorgeführt. Habe auch China durch sein Familienprincip die Idee des Familienoberhaupt, des Regenten, in den Bereich sittlicher Nothwendigkeit gebracht, so sei doch Frau und Kind dem Vater gegenüber mehr als Sache gefaßt worden. Stehe Indien und Aegypten in Folge

der Auffassung des Gegenjages zwischen Gott und Welt schon in höherer Entwicklung, so erscheine die Priestercaste als die allein berechnete zum Wissen und Besitzen. Doch sei dem ägyptischen Priester bereits die Polygamie untersagt gewesen, während der Brahmane gleichzeitig aus jeder Caste eine Frau besitzen konnte, wenn er sie nur nach der Reihenfolge der Casten nahm. Phöniker und Karthager seien durch ihre Einseitigkeit, Griechen und Römer, weil sie der Menschheit und Europa's Bedeutung für dieselbe verkannten, untergegangen. Doch habe uns Griechenland, während Aegypten den Bogen, das Gewölbe noch nicht anwendete, seine Kunst, seinen Plato, das Beispiel eines Bündnisses selbstständiger Staaten, das Beispiel, daß es mehr Kraft und Geist entfaltete als unermessliche Provinzen Asiens, hinterlassen. Rom sei untergegangen, weil es nicht ein von Rom aus geleitetes Völkerbündniß, sondern von Rom aus die Welt beherrschen wollte und Germanien sich nicht unterjochen aber wohl hätte bilden und leiten lassen. Julius Cäsar habe den Grund zur Verschmelzung des Romanismus und Keltenthums an den Grenzen der Germanen gelegt. Der neuen Zeit sei es vorbehalten gewesen, die Menschheit als eine in gleicher Liebe von dem alleinigen Vater des Weltalls geschaffene Familie aufzufassen, den Germanen die Idee zur Geltung zu bringen. Die Merowinger hätten getrachtet das Christenthum als Bindemittel ihrer Herrschaft durch der römischen Suprematie nicht günstige fränkische und altenglische Bekehrer zu verbreiten. Doch erst als Pipin und der Pabst, beide aus verschiedenen Beweggründen und zu verschiedenen Zwecken, die Bekehrung gemeinschaftlich in die Hand nahmen, hörte das Christenthum auf, den Germanen ein Gegenstand des Schreckens zu sein, denn vom Pabste aufgebotene angelsächsische Mönche und Landeskinder beseitigten die fränkischen, irischen und scotischen Priester und deren Tendenzen und neugegründete Bisthümer und Nationalherzöge fanden bei dem weltlichen Regenten einen beredten Sachwalter in dem Pabste. Zum Wohl der deutschen Nation, der künftigen staatlichen Stellung Deutschlands erlangten die angelsächsischen Mönche die Oberhand über die entgegenarbeitenden Altbritten. Deutschland wurde nicht die Beute fränkischer Herrscher in kirchlicher Zerrissenheit, sondern durch Aufrehtung einer deutschen Nationalkirche ein selbstständiger Reichskörper. In dem Abte Winfried suchte und fand der Pabst den hierzu geeigneten Mann. Der Beweis hiervon wurde durch ausführliche Beleuchtung der auf uns gekommenen Urkunden

seiner Aufnahme und seines Aufenthalts in Rom, der ihm im Sommer 719 nach Deutschland mitgegebenen Anweisung, seiner Niederlassung in Anönenburg, seiner zweiten Reise nach Rom, der Vereidung zum *episcopus regionarius* nach dem in dem *liber diurnus pontificum Romanorum* enthaltenen Formulare, durch welche er in die Klasse der unmittelbar unterworfenen suburbikarischen Bischöfe trat, der von Gregor III. ausgesprochenen Ernennung zum Erzbischofe der Deutschen mit dem Rechte zur Weihung so vieler Bischöfe als ihm nöthig dünken werde, durch Beleuchtung der mit politischem Scharfblicke im Jahre 748 geschehenen Bestellung der Kirche zu Mainz zum Metropolitansee über die Bisthümer Tübingen, Köln, Worms, Speier, Utrecht und alle deutschen Stämme *ic.* und der ihm verliehenen Vollmacht, seinen Nachfolger bestellen zu dürfen, begründet. Die Begründung dieser wohlgegliederten Metropolitan-Verfassung wurde der Keim zur Einheit und politischen Selbstständigkeit, aus welcher Deutschland durch den Vertrag von Verdun als selbstständiges deutsches Reich hervorging, welches nun, weil es auf der reinen unverfälschten Grundlage germanischen Volksthum beruhte, während das fränkische Wesen fortwährend den celtischen Beigeschmack verrieth, einem ruhmvollen Gange entgegen ging.

Nach Hinweisung auf das von Otto III. angestrebte römische Kaiserthum wurde die Begründung der Selbstständigkeit Polens durch die von Otto III. vorgenommene Krönung Herzog Boleslaus, eines bis dahin zinspflichtigen Vasallen des Reichs, unter Errichtung einer selbstständigen Metropolitanverfassung in Gnesen, und die Erhebung Ungarns zu einem Königreiche mit eigenem Metropolitansee in Gran vorgeführt.

Nach Hinweisung auf die Folgen, welche hätten entstehen können, wenn Adalberts Missionsreise nach Russland geglückt wäre, wurde wegen Zeitablaufs die Fortsetzung des Vortrags vertagt.

Während des Festmahles gedachte der Secretär in kurzer Rede der Feier des Tages, und von der Idee, welche die Philomathie ins Leben gerufen hatte, ausgehend, wies er auf ihre Tendenz hin und schloß mit einem Hoch auf die Wissenschaft und jene Männer, welche vor 17 Jahren zuerst einen wissenschaftlichen Verein in Reiffe begründeten.

Am 19. April hielt der Premier-Lieutenant, Herr von Schramm, einen Vortrag **über die Nordpol-Expeditionen** und erörterte zunächst in historischer Folge die Ver-

suche, in der Richtung des Nordpols vorzudringen und eine nordwestliche Durchfahrt anzufinden, indem er die Schilderung der Nordpolländer, ihrer Thier- und Pflanzenwelt einer späteren Zeit vorbehielt. Mit der Seefahrt Erich des Rothens im Jahre 982 beginnend, gedachte er der blühenden Colonien an Grönlands Küsten, welche bereits im 16ten Jahrhundert spurlos verschwunden waren. Als demselben Jahrhundert angehörend erwähnte er die Entdeckungen von Frobischer und Davis, aus dem 17ten die Reisen von Hudson und Baffin, deren Namen durch die nach ihnen benannten Baien und Straßen verehrt sind und deren Entdeckung blühende Handelszweige mit Fischen und Pelzwerk ins Leben riefen und die Gründung der Hudsonsbay-Gesellschaft veranlaßten. Im Anfang des 18. Jahrhunderts entdeckte der Däne Behring die nach ihm benannte Straße und wenige Jahrzehnte darauf erhielt man die Gewißheit, daß Amerika und Asien durch Meer von einander getrennt seien. Hearne und Makenzie drangen zu Lande bis an die Nordküste von Amerika vor und fanden dort einen schiffbaren Ocean mit Ebbe und Fluth. Die neueren erfolgreichen Unternehmungen, deren letztes Resultat die endliche Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt war, datiren vom Jahre 1817 und wurden vorzugsweise durch Banks, den Präsidenten der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, und Barrow, Secretär der Admiralität, angeregt und unterstützt. Nachdem der resultatlosen Reisen von Buchan und John Ross gedacht worden war, wurde der Verlauf der Expedition von John Parry und dessen Ueberwinterung auf der Melville-Insel ausführlich geschildert und der Vortrag mit einer kurzen Skizze der Expedition des John Franklin geschlossen, welche dieser zu Lande von den nördlichsten Niederlassungen der Hudsonsbay-Gesellschaft nach dem Norden hin unternommen hatte.

Hierauf machte Herr Doctor Hanuschke einige Mittheilungen über einen viermal wiederholten merkwürdigen Selbstmord-Versuch eines jungen nicht vollkommen zurechnungsfähigen Menschen, der in drei Fällen von ihm behandelt worden war. Nachdem er vergeblich den Tod in den Wellen gesucht hatte, verschluckte er Draht und Blei von ein bis mehreren Zollen Länge. Die Folgen dieser That und die Schmerzen ließen ihn Hilfe suchen und die fremden Gegenstände wurden im Jahre 1849 durch den Darmschnitt aus dem Körper entfernt, worauf der Kranke genas. Drei Jahre darauf hatte derselbe Mensch sich auf dem Felde mit

einem stumpfen Messer den Bauch aufgeschlitzt und das vorgefallene Netz abgeschnitten; er wurde nochmals hergestellt. Im Februar dieses Jahres kam er noch einmal in die Hände desselben Arztes, weil er einen Pfriemen in den After eingeführt und denselben drei Tage lang hatte stecken lassen. An den Folgen dieser That starb er endlich. Bei der Section fanden sich noch zwei Nähn- und eine Stechnadel vor, letztere hing an einem Rudiment des Netzes und hatte, in den linken Leistenbruchkanal eingeschoben, zur radikalen Verwachsung des Bruchs Veranlassung gegeben.

Während der Tafel trug Herr Direktor Dr. Zastra ein vom ihm verfaßtes komisches Heldengedicht: „Der Butterkwall in Meisse“ vor, welches mit großer Freude begrüßt wurde.

Am 10. Mai hielt der Direktor des Gymnasiums Herr Dr. Zastra einen Vortrag **über Andreas Gryphius und dessen Bedeutung**. Er wies darauf hin, daß keine Litteratur auf ihrem Wege zur erstrebten Vollkommenheit eine größere Anzahl von Phasen durchlebt habe als die deutsche, daß sie es nicht leicht gehabt, sich endlich die Anerkennung und rege Theilnahme anderer Nationen zu erringen. Oft gerieth sie in eine falsche Bahn und irrte tappend umher, nach dem rettenden Lichte sich sehnend.

Aus den stillen Mauern der Klöster, aus den pflegenden Armen der Mönche trat die Dichtkunst hinaus in die lachende Welt; das Ritterthum mit all seiner Herrlichkeit nahm sie auf, und stattlich wuchs das Kind zum kraftvollen Jüngling heran, der das Schwert gleich geschickt wie die Harfe zu beherrschen wußte. Dem dahinsinkenden Ritter nahm der Bürger der reich gewordenen Städte das Saitenspiel aus der ermattenden Hand und übte es fleißig und redlich nach seiner besten Kraft, aber ohne höheren Aufschwung und ohne den Zauber der Phantasie. Die Kirchentrennung trat ein und nahm des Volkes Denkkraft viel zu sehr in Anspruch, als daß es sich hätte an der bunten Pracht der Poesie früherer Zeit ergötzen sollen. Verflachung und Erniedrigung ward der Charakter der Lieder, Schwänke und Possenspiele. Da fand die Dichtkunst Pflege bei den Gelehrten; freilich wurde sie dadurch dem Volke mehr und mehr entfremdet.

In dem 17. Jahrhundert tritt Schlesien in den Vordergrund, dessen Schule bis in das 18. Jahrhundert so großen Einfluß übte. Vor allen Dichtern derselben glänzte Andreas Gryphius (Greif), geb. am 11. October 1616. Der Vortra-

gende gab die Lebensgeschichte dieses Mannes und wies dann die Bedeutung desselben nach.

Gryphius hat in mehreren Gattungen der Dichtkunst sich hervorgethan und zwar im Kirchenliede, der Ode, dem Sonette, der Satire, dem Epigramme, dem Trauer- und Lustspiele. Seine Phantasie ist reich und fruchtbar und dadurch ragt er vor den übrigen Mitgliedern der schlesischen Schule, wie durch den sittlichen Ernst und die umfassendste litterarische Bildung vor allen Dichtern des 17. Jahrhunderts hervor. In manchen von ihm angebauten Dichtungsarten hat er allerdings Nebenbuhler, die ihn wohl auch übertroffen, wie Fleming im Liede, Logau im Epigramme, unerreicht aber ist er in der Tragödie und Komödie. Leider wendet er sich nicht dem nationalen Drama zu, das unter seinen Händen ohne Zweifel herrlich emporgeblüht wäre, sondern er griff nach dem Fremden und begnügte sich mit der Nachahmung des schwülstigen Seneka, des übertreibenden Niederländers Jost van der Bondel und der pedantischen Vorgänger des französischen Tragikers Pierre Corneille. Für Gryphius lag der Werth eines Trauerspiels in der sittlichen Bedeutsamkeit der Handlung; daher offenbart sich ihm die Würde des Dramas in einem hohen Pathos. Eng damit verbunden ist das Streben, gewaltige Wirkungen auf den Zuschauer hervorzubringen, und dazu wählt er das Grausige, Geisterhafte; daher sind Geistererscheinungen nicht selten. Ferner wurde durch Gryphius der Chor in die Tragödie eingeführt.

Von größerem Werthe als seine Trauerspiele waren Gryphius Lustspiele. In ihnen herrscht körniger Witz, unerschöpfliche Laune, stete Beziehung auf das Leben, dessen Mängel, Schwächen, fehlerhafte Richtungen passend persifflirt werden. Freilich überschreitet die Lustigkeit und der Spott oft alle Grenzen, und die Rücksicht auf Schicklichkeit wird oft nur allzusehr außer Acht gelassen; aber Aehnliches finden wir ja auch bei Shakespeare.

Zum Schluß wurde Gryphius Komödie: Herr Peter Quenz vorgelesen.

Hierauf erörterte Herr Lieutenant v. Schweinichen die durch den Tragelasten gestellte Frage **nach der Konstruktion und Wirksamkeit der zum Kriegsgebrauch bestimmten Raketen** und unterstützte seine Erklärung durch die Zeichnung des Durchschnitts einer solchen Rakete.

Am 6. Juni besprach Hr. Oberlehrer Theissing den **Sieg Gregors VII. über Heinrich IV.**

Er versuchte zunächst zu zeigen, welcher großen Einfluß derselbe auf die Gestaltung der Verhältnisse im Allgemeinen und auf den Verlauf der deutschen Dinge insbesondere ausgeübt habe; bemerkte dann, daß man sich noch um so mehr gedrungen fühlen müsse, denselben auch zu begreifen, je unerklärlicher er auf den ersten Blick erscheine. Hierbei ging er näher ein auf die Entstehung und Idee des christlichen Doppelreiches, so wie auf die bisherige Stellung der beiden höchsten Gewalten in demselben zu einander, zeigte, wie bis dahin der Kaiser fortwährend den ersten Rang eingenommen habe, wie ferner die Verhältnisse Heinrichs beim Ausbruch des Kampfes mit dem Oberhaupte der Kirche glänzend schienen, wie sich dagegen Gregor durch seine Reformen überall nur Feinde gemacht hatte. Den Sieg des Letzteren erklärte er dann aus dem Charakter der beiden Gegner, dem Zeitgeiste und der Lage Deutschlands; in Bezug auf den zuletzt genannten Punkt bezeichnete er ihn als einen Sieg der fürstlichen Macht über das Kaiserthum; nachdem er hierbei die Stellung der Fürsten zum Kaiser in den vorhergehenden Zeiten näher geschildert hatte, wies er nach, wie dieselben jetzt auf die Seite des Papstes traten und so, vereint mit der Kirche, über die einheitliche Gewalt siegten.

Am 7. Juli versammelte sich die Philomathie im Garten des Cafetier Bartsch. Der Staatsanwalt Hr. Hilse hielt einen Vortrag **über das Verhältniß der Bürgergemeinde zur Ortskirche und deren Vertinenzien.**

Der einzelne Mensch und der Staat kann ohne Religion nicht gedacht werden, der Staat mithin nicht ohne von ihm der Religion gewidmete Dinge. Das Alterthum hatte im Wesentlichen übereinstimmende Anschauungen über die rechtliche Stellung derselben.

Aus Gajus II. 46, Cicero topica 23, Servius ad Aen. I. 450, Varro bei Gellius XIV. 7, 7, Livius X. 37, Varro de lingua latina IV. 54, V. 67, Ulpian I. 9, pr. D. I. 8—22, 6 ist ersichtlich, daß nach älterem römischem Rechte divini juris und deshalb extra commercium die sacrae und religiosae res waren, jene den diis superioribus consecratae, diese den diis manibus relictæ. Zu den sacrae res gehörten die sacrae aedes, nur dann templa genannt, wenn der Ort zuvor unter Befragung der coelestia signa durch die Auguren von der übrigen Umgebung ausgeschieden worden war. Die nachfolgende priesterliche Heiligung des durch die Auguren ausgeschiedenen Raumes machte ihn zum Fanum, im Gegen-

sage des Profanum. Gleich wie ein locus dadurch religiosus wurde, daß der Ort von Rechtswegen der abgeschiedenen Seele, als deus inferus gedacht, übergeben wurde, so bedurfte es auch, um einen von den Aügurn ausgefonderten locus zum locus sacer zu machen einer Dedicatio, einer förmlichen Uebergabe an den betreffenden deus superus, den himmlischen Gott durch einen Magistratus jussu populi Romani, welcher die Consecratio Seitens der Priester als Annahme folgte. Die Wirkung der Dedicatio und nachfolgenden Consecration war die, daß das Heiligthum dadurch insofern divini juris wurde, als dasselbe der mit ihrem Willen und ihrer Machtäußerung als gegenwärtig gedachten Gottheit von Rechtswegen vollständig übergeben und sie dadurch als unbeschränkte Herrin und Eigenthümerin desselben auch vom Staate anerkannt wurde, und zwar in der Art, daß ihr außer den zum Kultus bestimmten Gegenständen, die dem bürgerlichen Verkehre entzogen waren, auch noch andere bewegliche und unbewegliche Güter übergeben werden konnten, welche das Patrimonium der Gottheit und ihres Heiligthums bildeten und dem Verkehre im Allgemeinen nicht entzogen waren. Diese uralten Grundanschauungen erscheinen auch in V. Mos. 12, 2—5. II. Chro. 7, 16. I. Könige 9, 3. 8, 27—53.

Sie wurden mit der Erscheinung Jesu Christi wesentlich geändert, der die Erfüllung aller in seinem Namen gethanen Gebete, und seine unmittelbare Gegenwart überall, wo auch nur zwei oder drei in seinem Namen versammelt seien, verhieß.

Wenn gleich die ältere Tempelidee für die Christen wegfiel, so bedurften auch sie Versammlungsgebäude, welche jedoch ähnlich den jüdischen Synagogen ungeachtet der Einweihung durch Gebet, anfänglich Eigenthum der Gemeinde oder eines einzelnen Gemeindegliedes waren. (Römer 16, 23. Kolosser 4, 15. Philemon 2.) Allein immer entschiedener trat der Gedanke hervor, daß das Haus ein Haus des Herrn sei. Seit dem Anfange des vierten Jahrhunderts wurde die Bezeichnung Templum Dei gebräuchlich, dadurch der ältere Gesichtspunkt wieder angebahnt und in der christlichen Kaiserzeit durch die weltliche Gesetzgebung der Grundsatz, daß solche Gebäude dem bürgerlichen Verkehre entzogen seien, auf das Vollständigste anerkannt.

Die den verstorbenen Zeugen und Martyrern gewidmete Verehrung, das in ihre Fürbitte und Fürsprache bei Gott und beim jüngsten Gerichte gesetzte Vertrauen veranlaßte Versamm-

lungen um ihre Gräber, Ueberbauungen derselben, Vereinigung der Grabhäuser mit den Gotteshäusern, des Heiligendienstes mit dem Gottesdienste, Widmung einzelner Kirchen zu Ehrenhäusern der Martyrer, Verwendung der Sepulchra zu Altären in den über ihnen erbauten Kirchen, Beerdigung in der Nähe der Gräber der Martyrer und in den Kirchen. Mit der christlichen Kaiserzeit wurden auch die mit Christus im Himmel regierenden Heiligen von der weltlichen Gesetzgebung als rechtsfähige Personen anerkannt und die Rechtsfähigkeit auf die zu ihren Ehren erbauten Gebäude ausgedehnt. (L. 15. C. 1. 2. de sacrosanctis ecclesiis.) (L. 27. C. 1. 2. ibidem.) (Augustinus de cura pro mortuis gerenda c. 4.)

Wenn gleich der aus Marcians Institutionen in die Justinianischen Gesetzbücher aufgenommene Grundsatz L. 6. §. 3. D. 1. 8. de rerum divisione auch auf die christlichen Bethäuser insofern Anwendung fand, als, wenn sie vom Bischöfe nicht geweiht waren, sie im Privat-Eigenthume ihrer Erbauer blieben, so wurden doch, weil in der Regel nur die Cathedral- und Stiftskirchen und die Kirchen in den ältern größern Städten geweiht waren, Privat-Kirchen von den Kaisern, namentlich Karl dem Großen (Capitulare Caroli M. an. 794 c. 52) geschügt, ihnen Nylrecht beigelegt. Wenn sie durch Kauf, Tausch oder von Todeswegen in das Eigenthum geistlicher Corporationen gediehen, stellte man sie den consecrirten Kirchen gleich. Nach und nach gelang es dem Streben der Geistlichkeit, die noch im Eigenthume der Laien verbliebenen Kirchen dem Privateigenthume zu entziehen, und den zeitherigen Eigenthümern für die Freilassung der Kirchen das Patronats-Recht einzuräumen. (Concil. Roman. 1050. c. 3. Concil. Turense 1060. c. 4. Concil. Claromontan. c. 20.)

Das evangelische Kirchenrecht hat in den Grundsätzen des römischen und canonischen Rechts nichts abgeändert. Nur weil nach protestantischem Rechte die Heiligen vor dem gemeinsamen König und Herrn zurücktreten, so daß der Sohn Gottes mit dem Vater und Geist in unzertrennlicher Einheit gedacht als der alleinige Herr Himmels und der Erde im Rechtsleben dasteht, kann auch nur dieser als der Herr der Kirchen gedacht und daher nur dafür geachtet werden, daß die Kirchen auch nach protestantischem Kirchenrechte extra commercium sind, und die Patrone, Pfarrer- und Ortsgemeinden auch nach protestantischem Kirchenrechte von dem Eigenthume an der Kirche ausgeschlossen sind. Diese Ausschließung vom Eigenthume hindert jedoch nicht,

daß den Patronen, Pfarr- und Ortsgemeinden außer dem Gebrauche aller rechtgläubigen Christen besondere Vorzüge in der Benutzung der Kirche und ihrer Zubehörungen zugestanden werden können. Zu weltlichen Zwecken und nach weltlichen Rechtsgrundsätzen wird jedoch immer der Grundsatz der *res extra commercium* durchgreifen. Es folgt, daß weder durch Verjährung, noch durch Herkommen oder Vertrag ein Rechts-Anspruch der Gemeinden oder einzelner Personen auf das Eigenthum an die Kirche oder auf eine außerordentliche Benutzung der Kirche oder ihrer Pertinenzen, der Schlüssel, Glocken, Kirchhöfe zu weltlichen Zwecken stattfinden kann. Was anscheinend dawider hergebracht ist, darf nur als aus dem von dem Herrn der Kirche so dringend empfohlenen und daher auch bei der Verwaltung seines Heiligthums zu beobachtenden Principis der Liebe und Mildthätigkeit entsprossen angesehen werden.

Hierauf las nach einigen einleitenden Worten der Direktor des Gymnasiums Herr Dr. Zastra das Lustspiel: Die geliebte Dornrose von Gryphius.

Am 4. October gab Herr Oberlehrer Kastner aus authentischen Quellen Nachrichten **über die den 27. Juni 1497 in Neisse erfolgte Hinrichtung des Herzogs Nicolaus von Oppeln** und schloß seinen Vortrag mit einigen Curiositäten aus der schlesischen Geschichte.

Am 18. October feierte die Philomathie das Geburtsfest Seiner Majestät des Königs. Herr Collaborator Mutke sprach **über die Einheit des Menschengeschlechts.**

Nachdem der Vortragende in kurzer Einleitung auseinandergesetzt, wie groß das Interesse an der Erledigung dieser Frage sowohl bei den Vertheidigern, als den Gegnern des Christenthums und der Bibel sei, und daraus gefolgert, eine wie vorsichtige Behandlung dieselbe verdiene, setzte er die beiden Annahmen, daß die Menschenrassen verschiedene Arten, oder daß sie nur Varietäten derselben Art seien, gegenüber und suchte durch den Vergleich mit den Unterschieden zwischen Wolf und Hund, den Begriff der Varietät und Art anschaulich zu machen. Es ergab sich nun, daß alle Hunde durch bestimmte, jederzeit wiederkehrende und durchaus nicht in einander verlaufende Merkmale unterschieden wären, die eine genau erkennbare Kluft und Grenze bildeten, während die Unterschiede, die Burmeister bis ins kleinste Detail zwischen Weißen und Negern aufstellt, immer zwischen den einzelnen Individuen schwankten, bei schöner gebildeten Negern sich dem Typus des Europäers nähern und

umgekehrt, daß jedes einzelne Merkmal, das den Neger charakterisire, auch unter der Kaukasern vorkomme. Auch in den Völkern zeige sich der Uebergang, besonders bewiesen durch die Einwohner Senegambiens und Habissiniens. Weit leichter nachzuweisen, weil die Völker mehr bekannt, sei die Einheit zwischen den im Körperbau höchst verschiedenen Kaukasern und Mongolen. Köpfe und Gesichter mit Annäherung an den Mongolentypus, ja mit vollständig ausgeprägtem Typus sind selbst in Familien, die sonst ganz kaukasische Gesichtsbildung tragen, nicht selten. Umgekehrt kommen unter Tibetern und Turkmanen durchaus kaukasische Gesichter vor. Die Tscherkessen und Tataren der Krimm, unzweifelhaft die schönsten Kaukasier, nach ihrem Körperbau, gehören der Sprache nach zur mongolischen Rasse. Die Ungarn, Finnen, Esthen, der Sprache nach Mongolen, sind dem Körperbau nach Kaukasier. Ursprüngliche Spracheneinheit der Indogermanen und Mongolenvölker, nachgewiesen durch die Verwandtschaft des Basakischen mit dem Finnischen, der slavischen Sprachen mit diesem, der deutschen einerseits mit den Turksprachen, anderseits mit der Sprache der Mandchu, die armenische Sprache, eine indogermanische, zugleich Bildungen enthaltend, die später in keiner der indogermanischen Sprachen mehr übrig geblieben, aber zum Theil in den Turk und finnischen Sprachen, zum Theil in den semitischen aus der gemeinsamen Ursprache bewahrt worden. Zwischenstufen zwischen Indogermanen und Turkvölkern, die Massageten in Asien, die Geten und Gothen in Europa, die Kbirghisen, dem Körperbau nach Germanen, der Sprache nach reine Türken. Die malaische Rasse wurde nach den Urtheilen von Augenzengen nur als eine mittlere Durchschnittsgesichtsform nachgewiesen bei Völkern, bei denen der Mongolentypus einerseits in den kaukasischen, anderseits in den Negertypus übergeht. Der modificirte Mongolentypus bei den Anamesen, die Vereinigung des Mongolenkopfs und Gesichts mit den Malaienkiefern bei den Birmanen, die Otahetier mit der Gesichtsbildung der Hindus, in sprachlicher Beziehung Brüder der echten Malaien. Der Uebergang von diesen zu den sogenannten Australnegern durch die Bewohner der Andamanen und Nicobaren. Die americanische Rasse wurde als eine Modification der mongolischen durch die Analogie der hinterindischen Völker nachgewiesen, die Einheit des Typus aus der Einförmigkeit des Landes und der Lebensweise, wie des Volkscharakters erklärt. Die Unmöglichkeit einer Abstammung aus Asien widerlegt durch die Esquimaux, die Er-

innerung der Loucheux, die Auswanderung der Tschuktschen aus Asien nach America, die Sage der Schoschonen und Azteken übereinstimmend mit dem Charakter der Vaudenkmale; die vor 40 Jahren an die amerikanische Küste geschleuderte japanische Zenke und die Fahrten der Normannen im Mittelalter als Beweise angeführt, daß auch zur See America leicht hätte bevölkert werden können. Beweise für die Abstammung der Americaner aus Asien der Bau des Mays und Tabaks in Ostasien und America seit ältester Zeit, der Mangel aller Hausthiere mit Ausnahme des Hundes, wie überall da, wo die Bevölkerung weite Meeresarme hat überschreiten müssen. Auch die amerikanische Rasse ist denselben Einflüssen unterworfen, die in der alten Welt charakteristische Typen ausgeprägt haben. Rückkehr zum Mongolentypus in den südamericanischen Steppenindianern, Annäherung an den Typus der Kaukasier in den blonden Borroas und den Nachkommen der Incas, Annäherung an den Typus des Australnegers in den Caraißen. In einer noch zu liefernden Fortsetzung sind unter andern wichtigen Fragen, die Veränderungen in historischer Zeit an Volks = Stämmen nachzuweisen und die Gründe anzugeben, warum verschiedene Völker neben einander ohne wesentlichen Uebergang wohnen. — Der Vortragende schloß mit der Hinweisung auf die erfreuliche Feier des Tages.

Während der Tafel brachte der Sekretär den auf das hohe Fest bezüglichen Toast auf Seine Majestät den König aus, in welchem er hervorhob, daß die von Seinem Volke auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft gezeitigten Blüthen und Früchte sicher ein willkommener Beitrag zu dem goldenen Jubelkranze wären, den der gegenwärtige Geburtstag dem erhabenen Schutzherrn der Freiheit der Wissenschaft gebracht habe. Die Gesellschaft stimmte mit Jubel in das begeisterte Hoch ein und sang darauf das von dem Gymnasialdirektor Dr. Zastra gedichtete Festlied.

Am 8. November legte der Direktor der Realschule, Herr Dr. Soudhaus, eine Centrifugal = Maschine vor und erläuterte dieselbe durch einige Experimente. Darauf zeigte er Erscheinungen einiger beim Erwärmen tönender Metalle und tönender Glasröhren; endlich die Sirene, deren Einrichtung und Anwendung ausführlich beschrieben wurde.

Am 6. December besprach der Hauptmann im Ingenieur = Corps, Herr Köhler, **den Belagerungskrieg in älte-**

rer und neuerer Zeit und erläuterte den Vortrag durch einige historische Beispiele.

Festungen sollen als Ersatz für mangelnde aktive Streitmittel dienen. Ein Staat, der im Stande wäre, dem Feinde überall und jeder Zeit überwiegend starke Truppenmassen entgegenzustellen, würde keiner kostspieligen Festungen bedürfen. —

Das Bestreben des Gegners: einmal möglichst schnell in das Herz des angegriffenen Landes zu gelangen, um von da aus radial operiren zu können, andererseits die Haupt=Arterien des feindlichen Organismus zu durchschneiden, seine großen Heeres=Depots, volk= und gewerbereiche Städte, sowie die Nothwendigkeit, feste Stützpunkte für geschlagene Armeen zu besitzen, unter deren Schutz sich dieselben zu neuen Offensiv=Operationen stärken können — weisen die Plätze an, welche sich für Festungsanlagen besonders eignen. Es sind dies die wichtigsten Straßenknoten, Flußübergänge, Gebirgspässe, Landungsplätze, Waffen= und Verpflegungs=Depots, die Hauptstadt des ganzen Landes sowie die großen Provinzialstädte, die Kriegshäfen und natürlichen Schlupfwinkel, wenn sie zum Schutz größerer Heeresmassen dienen können. Der Grundsatz: besser weniger, aber große und starke Festungen, als viele und kleine, muß bei der Wahl der Plätze leitend bleiben. —

Hohe, starke Mauern, anfänglich ohne, späterhin mit Thürmen versehen, hin und wieder auch durch einen davor gelegten Graben verstärkt, dessen Brückenzugänge ebenfalls durch Thürme vertheidigt werden konnten, bildeten die Hauptbestandtheile älterer Festungen. Citadellen, zur Ausnahme des größten Theiles der geschlagenen Besatzung bestimmt, finden sich ausnahmsweise als besondere kleinere Festungen in einigen der umfangreicheren älteren Städte, beispielsweise in Athen, Theben, Carthago. In ihnen läßt sich der Ursprung des Prinzips erkennen, nach welchem unsere neuesten Festungen erbaut werden: daß nämlich mit der Eroberung eines Theiles der Umwallung nicht auch die des Ganzen vollendet sei.

Bei dem Angriff derartiger Festungen rückte der Feind, ohne schrittweisen Fern=Kampf schnell an die Mauern heran, geschützt durch seine Sturmdächer, Schirme und Wandelthürme und unterstützt durch die Wurfgeschosse seiner Balisten und den Pfeilregen seiner Bogenschützen. Die Erstiegung der Mauern auf Leitern oder Fallbrücken, das Einstoßen derselben mittelst des Widder oder das Untergraben derselben durch Minen waren die Haupt=Aktionen der Belagerung.

Diesem Verfahren analog beschränkte sich die Vertheidigung der Festung hauptsächlich auf den Defensiv-Kampf, indem der die Mauern stürmende Gegner mit großen Felsblöcken, Balken, siedendem Pech u. s. w. überschüttet, seine Leitern und Wandelthürme durch lange Haken oder Balken umgestürzt oder verbrannt, letztere, sowie die Sturmdächer auch wohl durch Gegenminen zum Einsinken gebracht wurden. Offensive Unternehmungen gegen die entfernteren Angriffsarbeiten des Feindes konnten meistentheils nur von zweifelhaftem Erfolge bleiben, da sie durch die Befestigungsanlagen nicht unterstützt wurden.

Nach Erfindung des Schießpulvers sehen wir den Mauerbau allmählich mehr und mehr verschwinden, um Erdwällen Platz zu machen. Die unzulängliche Widerstandsfähigkeit des Mauerwerks gegen die Geschützflugeln, sowie die Nothwendigkeit größerer Räumlichkeit für die Geschütze selbst werden die hauptsächlichste Veranlassung dazu. Italienische Kriegsbaumeister bringen durch Erfindung des Bastions, Ravelins und gedeckten Weges mit davorliegendem Glacis die erste Ordnung in die Anwendung des Erdbaues und begründen durch die von ihnen gewählte Konstruktionsweise die sogenannte bastionaire Befestigungsform, welche der französische Marschall Vauban in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in ein bestimmtes System umschafft.

Die viel sicherere und kräftigere Wirkung des Feuers der Festungsgeschütze nöthigt nun auch den Angreifer vorsichtiger und systematischer zu Werke zu gehen. Die Wurfmaschinen, sowie die Geschütze müssen durch Erdwälle gedeckt werden; man kann nicht mehr ohne Weiteres zum Sturme schreiten, sondern muß sich in Gräben, mit deckender Brustwehr langsam gegen die Festung vorbewegen. So entstehen allmählig die Batterie-Medouten und Laufgräben, Zickzack oder Sappen. Immer noch bleibt jedoch diesem Angriffsverfahren der Nachtheil einer mangelnden, abschnittsweisen und kräftigen Unterstützung der vorschreitenden Laufgrabenspitzen durch Truppen, weshalb die Ausfälle der Festungsbesatzung meistentheils von günstigem Erfolge begleitet werden. Vauban ändert auch dies Verfahren durch Einführung seiner Parallelen mit ihren niedrigen Batterien und die Erfindung des Schleuder- oder Nikoschetttschusses erfolgreich ab und verschafft somit dem Angriff ein bedeutendes Uebergewicht über die Vertheidigung.

Letztere beschränkte sich in diesem Zeitabschnitt hauptsächlich, im Gegentheil zu dem früheren Verfahren auf den **Fern-**

Kampf. Die Beschickung der Angriffsarbeiten und Verzögerung ihres Fortschrittes durch Ausfälle waren ihre vorzüglichsten Gegenhandlungen. Hatte der Belagerer sein Couronnement und in ihm die Bresch- und Contrebatterien erbaut, was ihm nach und nach in immer kürzerer Zeit gelang, so gewährten die Mängel des Bastionär-Systems nicht mehr hinreichende Widerstandsfähigkeit, um den **nahen** Kampf mit Ueberlegenheit und Nachdruck unternehmen zu können. Nach dem Zustandekommen einer oder zweier Breschen befand sich der Feind gewöhnlich in dem Besitz des Platzes. Diese Uebelstände gaben die Veranlassung zur Erfindung unserer neu-preussischen oder sogenannten Polygonal-Befestigung, welche, obgleich noch in der Entwicklung begriffen, dennoch bereits ein Uebergewicht der Vertheidigung über den Angriff voraussehen läßt. Die selbständigen und starken detaschirten Forts desselben begünstigen hauptsächlich kräftige Offensiv-Unternehmungen gegen die feindlichen Angriffsarbeiten und nöthigen den Belagerer, selbige in großer Entfernung von der eigentlichen Festung und in bedeutender Ausdehnung zu beginnen. Die großen Fronten des Systems mit ihren zahlreichen Geschütz-Kasematten erlauben, dem Feinde eine, der feindigen entsprechende Geschützszahl gegenüberzustellen. Die stumpfen Winkel, unter welchen die einzelnen Wall-Linien zusammenstoßen, entziehen dieselben vielmehr dem Rifleschetttschuß als die spitzeren Winkel des Bastionair-Systems. Durch zahlreiche, bombensichere Unterkunftsräume wird die, für den nahen Kampf erforderliche Rüstigkeit der Besatzung ermöglicht. Solide, dem direkten feindlichen Schuß entzogene, bombensichere Abschnitte und Reduits gestatten, den in die Festung eingedrungenen Feind wieder zurückzutreiben und die Einfachheit der ganzen Befestigung erleichtert schließlich das Ineinandergreifen der einzelnen Gegenhandlungen.

In dem Kampf um Sewastopol sind die Prinzipien unserer neuen Befestigungs-Manier theilweise bereits zur Geltung gelangt. Obgleich nur provisorisch befestigt, hat es den vereinten Anstrengungen eines immensen Belagerungsheeres, ausgestattet mit den vorzüglichsten Angriffsmitteln, hauptsächlich durch seine vorgeschobenen Werke, seine großen Fronten mit ihren zahlreichen Geschütz-Emplacements, seinen Blendirungen, Abschnitten und Reduits bis jetzt widerstanden und den Feind an der Schwelle des russischen Reiches aufgehalten. Dieser Erfolg berechtigt uns somit zu den besten Hoffnungen für die Leistungen unserer neueren, sowohl in baulicher als taktischer Beziehung viel sorgfältiger

und kräftiger ausgestatteten Festungs = Anlagen, vorausgesetzt, daß sie auch von demselben Geiste belebt werden, welchen die alten Mauern und Wälle Sewastopols tragen.

Hierauf beantwortete der Direktor des Gymnasiums Herr Dr. Zastra die durch den Fragekasten gestellte Frage: **Wie ist der Ausspruch des Protagoras: das Maaß aller Dinge ist der Mensch? zu verstehen?**

Die Frage: **Zu welchen Resultaten hat die Entdeckung der sogenannten Moserscher Bilder geführt?** fand durch Direktor Dr. Sondhaus, die Frage: **Wie ist die Erscheinung zu erklären, daß, wie die Zeitungen berichteten, der erste Schneefall im November nur das Hirschberger Thal und nicht auch das Hochgebirge berührte?** durch den Sekretair ihre Erledigung.

Am 20. December hielt Herr Dr. Berliner einen Vortrag **über die chemischen und physikalischen Eigenschaften des Biers und die Fälschungen desselben.**

In der Einleitung wurde darauf zurückgegangen, wie das Bier wahrscheinlich in Aegypten von der herrschenden Priesterkaste entweder als Ersatz für den mangelnden Wein oder für gutes Wasser zu allen Zeiten des Jahres in Gebrauch gekommen und nach historischen Quellen bei Griechen und Römern gekannt und gebraut worden sei; wie später namentlich in Deutschland der Verbrauch ein allgemeiner geworden sei, und namentlich die Klöster sich Verdienste um Fortbildung der Bierbraukunst erworben hätten. Durch die Einführung aber gewisser bestimmter Verfahrungsarten, wonach auch verschiedene allgemein verbrauchte Sorten von Bier dargestellt werden, ist das Charakteristische, das früher den meisten Lokalbieren zukam, mehr und mehr verdrängt worden; so daß nur noch einzelne Biere ein bestimmtes, örtliches Gepräge beibehalten haben, wie z. B. Berliner Weißbier, Braunschweiger Mumme, Goslarische Gose u. s. w.

In Betreff der Herstellung des Biers wurde nun ausgeführt, wie der Brauer die Gerste zum Keimen bringt und dadurch Diastase bildet, unter dem Einflusse desselben das im Korn vorhandene Stärkemehl in Zucker verwandelt und nach Abkochung des zerstoßenen Malzes, durch Hinzufügung des Ferments den gewonnenen Zucker chemisch zerlegt, so daß als

Produkte dieses Vorganges Alcohol und Kohlensäure gewonnen werden.

Um dem so fertigen Biere größere Haltbarkeit und das aromatisch Bittere zu geben, wird dann zu Ende der Kochung noch der Hopfen hinzugefügt.

Betreffend die physikalischen Eigenschaften des Bieres wird nachgewiesen, daß das Bier klar sein, das heißt, keine Hefe mehr beigemischt enthalten dürfe, und daß der Schaum milchicht aussehe, das heißt, aus kleinen Bläschen bestehen müsse; während die Farbe des Bieres in der Hand des Brauers liege, da dieselbe von einer verschiedenen Mischung von Luft- und Darr-Malz und der Dauer der Kochung abhängig sei. Der Geruch muß angenehm aromatisch sein, während auch bei den bitteren Bieren durch den Geschmack noch die Anwesenheit von Zucker im Biere aufzufinden sei.

Die chemischen Eigenschaften sind das Resultat der verschiedenen Vorgänge bei dem Brauproceß. Der Gehalt an nährenden Substanzen (Malzextrakt), die Anwesenheit des Alcohol (Stärke des Bieres) in verschiedenen Gewichts-Propportionen und die Kohlensäure sind die wesentlichen Träger der Eigenschaften, welche dem Biere einwohnen und ihm seinen Werth verleihen. Der größere oder geringere Gehalt an diesen chemischen Produkten ist das Resultat der verschiedenen Quantitäten von Malz, die zum Biere verbraucht werden, und der Dauer der Gährung, welchem die Würze überlassen bleibt. Es schwankt der Gehalt an Extractivstoffen von 4 % bis zu 12—13 % in den schweren Braunschweiger Bieren (substanziöse Biere). Dasselbe ist der Fall mit dem Alcohol-Gehalt, welches variiert von 1° in den leichten Tischbieren bis zu 5° in den feineren, weinichten Bieren, wie dem englischen Ale. Der größere oder geringere Gehalt an Kohlensäure ist Nebenache und durch die Art des Brauens, der Zeit der Unterbrechung der Gährung, dem größeren oder geringeren Rauminhalt der dazu verwendeten Gefäße und dem Grade der Anfüllung derselben bedingt. Von größerer Bedeutsamkeit ist der Gehalt an Hopfenbitter, wodurch dem Biere seine aromatische Bitterkeit und größere Haltbarkeit (zur Verhütung der rascheren Drydation des Alcohol zu Essigsäure) gesichert werden.

Da das Bier als Ersatz für den Wein in den weinarmen Ländern zu dienen bestimmt war, so muß dasjenige als das beste bekannt werden, welches dem Weine in seinen Eigenschaften am meisten nahe kommt. Zur Prüfung, in wie weit dies der Fall

ist, sind wenige Mittel vorhanden. Das unsicherste ist die Prüfung durch die Sinne, namentlich den Geschmack, da hierzu einmal eine große Übung nothwendig ist, andererseits derselbe durch zuviele Einflüsse anderer Art leicht alterirt wird. Sicherer sind die physikalischen Mittel: zur Feststellung des Gehalts an Extraktivstoffen die Abdampfung, des Alcoholgehalt die halymetrische Methode. Auch ein optisches Instrument zur Prüfung des Gehalts ist von Steinheil construirt worden, begründet durch das physikalische Gesetz, daß das Prisma die Lichtstrahlen von Flüssigkeiten von verschiedener Consistenz in ebenso verschiedenen Winkeln bricht.

In dem zweiten Theil der Aufgabe, die Fälschungen des Bieres betreffend, wurden dieselben zunächst in solche eingetheilt, welche zu dem Zwecke vorgenommen werden, fehlerhaft gebrautes oder schlecht gewordenes Bier zu verbessern, und in solche, welche dem Biere Eigenschaften geben sollen, die einem guten Biere zukommen, ohne die gehörigen Materialien oder in genügendem Maasse zu verwenden. Die erstern sind unschädlicherer Natur, zum Beispiel die Anwendung von Säuren, um schal gewordenes Bier schmackhafter zu machen, oder die Benützung von Alkalien zur Sättigung von im Bier durch Drydation gebildeten Säuren oder die Klärung von trübem Bier durch Hausenblase oder dergleichen. Wichtiger und von häufig nachtheiliger Wirkung dagegen sind die zweiten, der Ersatz von Malz und Hopfen durch Surrogate. Am wenigsten nachtheilig ist noch der Ersatz von Hopfen durch bittere Kräuter, wie *gentiana*, *absynthium*, *carduus benedictus* u. dgl. Am verderblichsten aber ist die Anwendung von Substanzen, die dem Biere herausschende Eigenschaften geben sollen, ohne daß Alcohol dieselbe bedinge, wie der wilde Rosmarin, der Taumelkohl, der Sumpfsporst oder, wie behauptet wird, der Gebrauch von *Nux vomica*-Präparaten, des Strychnin und namentlich der in England zur Anwendung gezogenen Mischungen der sogenannten „Brauer-Chemisten“ unter dem Namen des „schwarzen Extracts“ oder „Mulum.“ Leider hat die Wissenschaft fast gar kein Mittel in Händen, diese Fälschungen nachzuweisen.

Schließlich wurde noch nachgewiesen, daß fast in allen bekannten Ländern der Erde mehr oder weniger unserem Biere gleiche oder ähnliche Getränke aus Mais, Hirse, Roggenmehl u. dgl. gebraut werden, z. B. die *Chica* u. *Chica mascada* der Südamerikaner, das Hirsebier der Araber u. s. w.

Hierauf wurde die Frage: **Giebt es Beispiele von mit Erfolg angewendeter Transfusion des Blutes?** durch Herrn Dr. Kattner erörtert; eine zweite Frage: **Worauf beruht die Herstellung eines Abdrucks auf galvanischem Wege?** durch den Secretair beantwortet; eine dritte Frage: **Giebt es ein Instrument, mit welchem man von einem Standpunkte eine Entfernung messen kann, ohne jenen zu verlassen?** wurde von den Herren Hauptmann Frey, Hauptmann Kutsch und Lieutenant Herring verneint.

Der Gedanke, öffentliche Vorträge zu wohlthätigem Zwecke zu halten, welchen die Philomathie im vorigen Jahre mit gutem Erfolge hatte ins Leben treten lassen, machte sich auch dießmal wieder geltend. Der von dem Secretair ergangenen Aufforderung an die Herren Philomathen, sich zu Vorträgen zu melden, entsprachen zwölf Mitglieder der Gesellschaft. Da aber aus mehreren Gründen nur sechs Vorträge gehalten werden sollten, so wählten die erwähnten 12 Mitglieder folgende sechs Vortragende aus ihrer Mitte:

- 1) Direktor Dr. Zastra, der am 7. Januar über den **Ursprung und die Entwicklung der griechischen Tragödie mit besonderer Berücksichtigung der Antigone** sprach.
- 2) Oberlehrer Kastner (14. Januar): **über schlesische Sagen.**
- 3) Lieutenant von Schweinichen (21. Januar): **über die Grundlagen u. Grenzen der menschlichen Arbeit.**
- 4) Ober-Stubbsarzt Dr. Trusen (28. Januar): **über Franklin und das arktische Amerika.**
- 5) Divisionsprediger Hoche (11. Februar): **über den Orden der deutschen Ritter.**
- 6) Apotheker Dr. Poleck (18. Februar): **über Vulkane und Vulkanismus.**

Am 10. Januar hielt der Candidat Herr Schneider einen Vortrag **über die Sprachen.**

Einheitliche Verbindung zusammengehöriger Seinsmomente nach einem dem Geiste immanenten, gebieterisch waltenden Gesetze — Systematisirung —, und diesem entsprechende Entfaltung etnes begrifflichen Inhalts — Specialisirung — sind die Formen der Gedankenproduktion. Dort die objective Hingebung an das ursprüngliche Gesetz, hier Geltendmachung der Indivi-

dualität, welche Nichts anerkennen will, was nicht Produkt ihres Thuns geworden ist. So im vereinzeltsten logischen Prozeß, wie im Gedankensystem, in der Wissenschaft, die als Historie den Offenbarungen des Geistes in seiner freien Selbstbestimmung nachzugehen hat, als Naturkunde das Leben des unfreien Weltfactors zu ihrem Gegenstande macht. Der Mensch als Ver-
 söhnung des substantiellen Dualismus in der Schöpfungswelt ist Subjekt und Objekt der Forschung, mehr als durch irgend Etwas durch seine Sprache, in deren Behandlung sich die Naturwissenschaft als Linguistik und die Geschichte als Philologie theilen. Jener gehört die Sprache an durch den Formenschatz, das bloße lautliche Material an sich, dieser durch den syntactischen, von der Reflexion in allerdings beschränkter Weise abhängigen Theil. Die Syntax, das aus den vorhandenen Lauten aufgeführte Gebäude, tritt natürlich erst nach diesen auf, wie die That erst nach den Bedingungen der Handlung.

Die Forschung geht nur bis zu dem Momente zurück, wo das bewußte Operiren mit dem gegebenen Stoffe beginnt; über diese Grenze hinaus gibt es für sie keine Stätte. Höchste Leistung der Linguistik ist die Feststellung des Lautmaterials, welches der zu sich kommende Geist antraf und der natürlich nicht von Außen hinzutretenden Gesetze, nach denen es zum System der Sprache gestaltet worden ist.

Die Sprache soll die Schöpfungen des Geistes, die Gedanken in Lauten abbilden. Den Inhalt des Denkens bilden Begriffe und Beziehungen derselben. Die Quantität der Sprachmittel ist zugleich die des Denkvermögens; denn Sprache und Rede ist Form der Denkhätigkeit; darum Reflex derselben. Die Beziehung ist ein Späteres, als der Begriff, nur an diesen Herantretendes. Ihre Bezeichnung muß zwar geleistet werden, kann aber lautlich, das Wort im eigentlichsten Sinne genommen, unausgedrückt bleiben, nur durch Accent und Stellung abgebildet werden. Schlechterdings wesentlich ist also der Sprache nur der Ausdruck des Begriffs, der Bedeutungslaut, die Wurzel. Die einfachste Sprachform würde also diejenige sein, welche nur Begriffe in ungliederten Einheiten wirklich lautlich darstellt.

Es gibt solche Sprachen; sie werden einsilbige oder isolirende genannt. Die interessanteste von ihnen ist die sinesische. Eine Menge von Betonungsweisen erweitert in ihr den Wortvorrath, aber der Zusammenhang muß erst selbst dem lautlich wirklich Ausgedrückten zu Hilfe kommen. Einen

wesentlichen Nutzen gewährt die Nebeneinanderstellung von Synonymen. Trotz ihrer Einseitigkeit haben die einsilbigen Sprachen eine bedeutende Rückwirkung auf das geistige Vermögen, schärfen die Beobachtung.

Ihnen gegenüber stehen diejenigen Sprachen, welche außer dem Begriffe auch die Beziehung lautlich ausdrücken. Hier werden die Begriffe Kategorien des Denkens, ihre Bilder lebensvolle Wörter. Wie der Begriff Modificationen mit sich vornehmen ließ, so wird der Ausdruck mannigfach umgestaltet, in seinem Inneren, oder durch äußeren Zuwachs. Immer aber tritt zu der ursprünglichen Bedeutung eine neue hinzu mit der Forderung nach Form und Inhalt, oder bloß in diesem vollständig fortzuleben auf dem neuen Boden. Diese Sprachenbildung, die Agglutination, hat zwei Species, Anfügung und Einverleibung. In jener tritt das Wort als mechanische Verbindung von Wortindividuen auf, die lediglich wirkliche Beziehungsbilder sind; in dieser als äußerliche Einheit von allerhand selbstständigen Bedeutungslauten. Bald nimmt das fließende Sein, die Thätigkeit, die verschiedenartigsten Begriffe in sich auf, und es entstehen eine große Menge von Verbalsformen, wie im Türkischen; bald treten die mannigfachsten Verhältnisse am festen Sein auf, an dem Dinge, und es entstehen viele Formen des Substantivs, wie im Finnischen.

Auf der dritten Stufe der Sprachentwicklung, in der Flexion, ist Begriff und Beziehung zur subjectiven Einheit von Gliedern verschmolzen. Repräsentanten sind der semitische und der indogermanische Sprachstamm. Jener steht diesem voran durch logische Folgerichtigkeit in Verwendung der Mittel zur unterscheidenden Bezeichnung von Begriff und Modification; doch hat er in seinen Eigenthümlichkeiten auch Mängel. In den meisten Fällen der Flexion ist die Verschmelzung der durchaus konsonantischen Wurzel und der vokalischen Beziehungslaute eine so innige, daß jene erst durch diese aussprechbar wird; bei der Casusbildung hingegen zeigt die Anwendung von Präpositionen eine Annäherung an die Agglutination. — Der vom Ganges bis zum Tajo ausgedehnte indogermanische Sprachstamm verdankt seinen Namen einem Trithum, hat ihn aber bisher aus Mangel an einem bezeichnenderen und richtigeren behalten. Seine Aeste Indisch und Iranisch, Griechisch und Römisch, Slawisch und Lettisch, Germanisch und Celtisch weichen von dem Ursprunge desto mehr ab, je weiter westlich sie von ihm liegen. Auffindung ihrer Zusammengehörigkeit ist

Resultat der zwar noch jungen, aber staunenswerth elastischen Sprachenvergleichung oder Linguistik. Diese Wissenschaft wesentlich hervorgerufen durch die Universalität des Christenthums ist ausgestattet worden durch die Ermittlungen von Missionären und von wissenschaftlichen Reisenden.

Von Indern und Griechen war schon früh ein nicht verächtlicher Anfang grammatischer Spekulation gemacht worden, wozu ihre geistvollen Sprachen diese Völker von selbst führten. Es wurden die Griechen, wie in anderen Wissenschaften, so in der Grammatik Lehrer der Römer, von denen wiederum das ganze Abendland lernte und eine grammatische Technik überkam, in die alles Sprachmaterial sich fügen sollte und mußte.

Harris zeigte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Widersinnige und Grausame solcher Behandlung von Sprachen, und nun waren bald Grammatiken geschaffen, die aus dem Wesen und Inhalt der resp. Sprachen den Maßstab für ein Gewand derselben entnahmen. Die so erst ermöglichte Einsicht in das Leben einer Sprache führte von selbst auf die Nebeneinanderstellung gleicher Momente in bekannten Sprachen und das Interesse an solcher Vergleichung wuchs, je weiter ihr Gebiet wurde. Mancherlei Rücksichten brachten zuerst das Hebräische zu der Ehre, für die allen übrigen zu Grunde liegende Sprache zu gelten. Das Persische, der zuerst der europäischen Wissenschaft bekannt gewordene asiatische Zweig des indogermanischen Sprachstammes, erwies seine Verwandtschaft mit europäischen Sprachen, zumal den germanischen, sehr bald, und so hatte die lange genährte Vermuthung, die Menschheit stamme aus Asien, eine wissenschaftliche Stütze gefunden. Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts trat endlich das Sanskrit in den Bereich der Forschung. Durch die Resultate einer Vergleichung desselben mit den bekannten Sprachen hat sich herausgestellt, daß es der älteste der historischen Abkömmlinge der indogermanischen Stammutter sei.

Von den bereits todten Dialekten des Sanskrit ist Pali die gelehrte Sprache der mit dem Buddhismus nach Hinterindien und Ceylon verstorbenen Völkerschaft; Prakrit einst die Vulgärsprache, als das Sanskrit sich dem profanen Leben entzogen hatte. Bau und Wortvorrath der Sprache der seltsamen, vielnamigen Zigeuner führen dieses Volk nach Indien zurück. Nach einer orientalischen Erzählung wurden aus Indien im 6ten Jahrhundert p. Ch. n. 12000 Musiker (Zuth oder Lusi) nach Persien gesendet. Dies sind aber die Namen der

Zigeuner in Persien, und Musik ist Hauptbeschäftigung und Hauptfertigkeit des Zigeuners. Die iranische Familie repräsentiren nach den verschiedenen Zeitstufen Zend, Altpersisch auf den Keilinschriften der achämenischen Könige, Neupersisch. — Die lateinische Sprache ist weder Mischsprache, noch auch Corruption des Griechischen. Beide hängen gleicherweise mit dem für uns ältesten indogermanischen Idiom zusammen; ja das Latein erscheint in vielen Fällen unzweifelhaft älter als das Griechische, und die Niebuhr = Müllersche Begründung der entgegengesetzten Ansicht durch Vergleichung lateinischer und griechischer Wörter, welche Thätigkeiten und Geräthschaften ackerbauender Völker bezeichnen, ist am leichtesten und vollständigsten zu beseitigen, wenn man eben diese Wörter neben gleichbedeutende aus allen Zweigen des indogermanischen Sprachstammes stellt. Das in 3 Perioden zu theilende Altgriechische (Belaogisch, Hellenisch, Hellenistisch) steht dem Neugriechischen näher, als die romanischen Sprachen dem Latein, weil das Altgriechische mehr Gestaltungsphasen (Decadenz = Stufen) durchlebt hat, als das Mittellatein.

Die romanischen Sprachen hielt man früher für Abkömmlinge einer neben dem Latein einst selbstständig lebenden Sprache, oder auch für Fortbildungen der *lingua rustica* der Römer. Eine andere Ansicht machte die provenzalische oder italienische Sprache zum Familienhaupt der romanischen Idiome. Alle romanischen Sprachen sind aber nach eigenthümlichen Lautgesetzen sich vollbringende Splitterungen des alten Lateins.

Aus dem Streben nach Bewahrung des Accents einerseits und nach Kürze andererseits entstand in ihnen zunächst die Abschleifung und als Ersatz traten Präpositionen und Artikel ein. Am treuesten haben das Italienische und das Portugiesische den überkommenen Wortschatz bewahrt, das Spanische steht in der Flexion dem Latein näher. Die gewiß mehr aus äußeren Umständen, als aus der Natur der Dialekte hervorgegangene Mannigfaltigkeit des Provenzalischen in den literarischen Denkmälern tritt der Forschung gewaltig hemmend entgegen. In lautlicher Beziehung ist es zwischen Spanisch und Portugiesisch zu stellen. Aus ihm entwickelte sich das Neufranzösische. Die charakteristischen Merkmale des umfangreichen germanischen Sprachlebens sind Lautverschiebung, Ablaut, schwaches Verb, schwaches Nomen. Danach zerfallen die deutschen Dialekte in zwei Abtheilungen, deren erste die mit dem Gothischen auf gleicher Stufe stehenden begreift und zwar

- 1) das von Norwegen nach Island verpflanzte, nur wenig umgestaltete Nordisch und dessen weniger ursprüngliche Schwestern Schwedisch und Dänisch, neben dem zum Volksdialekt herabgesunkenen Norwegisch.
- 2) Niederdeutsch, als Altsächsisch und dessen Nachkommen Plattdeutsch, Niederländisch (Holländisch und Flämisch) Friesisch, Angelsächsisch, das nach Aufnahme keltischer und normannischer (romanischer) Elemente seit der Mitte des 5ten Jahrhunderts als Englisch fortlebt.

Die zweite Abtheilung der germanischen Mundarten wird allein durch das Hochdeutsch gebildet. Daß dieses schon neben dem Gothischen gelebt habe, erweisen

- 1) ein in der uns überlieferten gothischen Quelle bereits verschwundener, im Althochdeutschen aber bewahrter Kasus, der *instrumentalis*.
- 2) Der im Hochdeutschen bewahrte P-Laut im Präsens des Hilfszeitwortes, während er im Gothischen abgeworfen ist. Durch diesen Laut stellt sich das Hochdeutsche dem Sanskritstamme *bhu* (*hio*, *q'w*) näher, als das Gothische in der uns bekannten Form.

Einst gewiß bedeutend lebt das Keltische jetzt nur noch in einzelnen Theilen von England und in der Bretagne. Es zerfällt in Cymrisch mit den Dialekten Wallisisch und Armorikanisch und in Gälisch oder Ghadelisch mit den Mundarten Irisch und Gälisch im engeren Sinne.

Die älteste der lebenden Töchter der indogermanischen Sprachmutter ist die in vielen Fällen geradezu mit dem Sanskrit identische lithauische Sprache. Sie hat außer Volksliedern keine Literatur und geht mit schnellen Schritten ihrer Auflösung entgegen. Sie zerfällt in den bei Memel, Tilsit, Insterburg gesprochenen preussisch-lithauischen Dialekt und in den mit vielen polnischen und russischen Wörtern gemischten schamaitischen, der im Gubernium Wilna heimisch ist.

Von dem am Ende des 17ten Jahrhunderts erloschenen Altpreussischen ist als einziges Monument ein auf Befehl Albrechts von Brandenburg, des letzten Hochmeisters des deutschen Ordens, übersetzter Katechismus erhalten.

Sehr verderbt ist das Lettische, die Vulgärsprache in Curland und in Livland.

Die slawische Sprachgruppe ist die ausgebreiteteste des indogermanischen Sprachstammes, ausgedehnt von der Dwina bis an das Erzgebirge und vom nördlichen Eismere bis an das schwarze und an das adriatische Meer.

Für die Etymologie des Namens der Slawen hat man die Wörter *slyt'* und *slaw-a* (hören und Ruhm) als Ausgangspunkte angenommen. Danach wären die Slawen Hörende, Verstehende im Gegensatz zu *niemiec*, der nicht Sprechende, nicht Verstehende (zu vergleichen mit *πάροπαρος*), oder Ruhmvolle, was vollständig berechtigt erscheint, da nach Rob. Cyprians Ermittlungen die Slawen einst durch Macht und Reichthum ausgezeichnet waren.

Die slawischen Dialekte stehen sich untereinander näher, als die Dialekte irgend einer anderen Sprache. Sie zerfallen in die südöstliche Abtheilung (mit Altbulgarisch oder Kirchen-slawisch, Russisch, Serbisch, Kroatisch, Slowenisch) und in die westliche (mit Polnisch, Böhmisches, Serbisch). So sehr sich das Altbulgarische vor allen übrigen Mundarten durch alterthümliches Gepräge und durch Reichthum und Formen auszeichnet, so ärmlich und erbärmlich ist die Stellung des Neubulgarischen.

Daß die dem indogermanischen Sprachstamme angehörigen Völker einst vereint gewesen seien, zeigt auf das Zuverlässigste die Linguistik, aber es ergibt die Forschung noch speziellere Resultate.

Sie zeigt unter Anderem 1) daß die Indogermanen vor ihrer lokalen Sonderung dem Monotheismus anhängen.

Durch den ganzen Sprachstamm geht die Wurzel *diw* (*dew*) hell, rein, als einzige gemeinsame, also ursprüngliche Bezeichnung des Göttlichen hindurch.

Aus dem griechischen **Zeus**, in der älteren Form **Divs**, **Dis** entwickelte sich zunächst als Begriff und als Wort **Diva**, **Dia**; aus dem lateinischen **Dios**, **Dius** wurde **Dius-pater**, abgeschliffen **Jupater** und **Jupiter**, sowie **Diu-no** abgeschliffen **Juno**. Dieselbe Wurzel haben **Dione**, **Diana**, **Janus** ursprünglich **Dianus**. Ueberall erscheint hier der Gottesbegriff als personifizierte Lichterscheinung.

Die Germanen und die Slawen bezeichnen Gott durch Ausdrücke, die jener primitiven Wurzel ganz fremd sind, doch ist gewiß das Wort Teufel mit der Sanskritform *dewa*, dem zigeunerischen *dewel* und dem persischen *deuw* (Alles

Bezeichnungen des Göttlichen) ebenso zusammenzustellen, wie *διάβολος*, diabel und diabolus und nicht von diesen Formen abzuleiten.

Als die Indogermanen dem Polytheismus verfallen waren, werden sie die Gottheit als Gattungsbegriff mit dem Eigennamen des von ihnen ursprünglich in der Einheit verehrten Gottes bezeichnet (Griechen, Romanen), oder den wahren Gott in die Stelle eines untergeordneten Götzen gewiesen haben (Inder, Perser), und diejenigen von ihnen, welche später das Christenthum annahmen, übertrugen dann den wenigstens noch in dunkler Erinnerung hangen gebliebenen Namen auf den bösen Geist, während sie zur Bezeichnung des wiedererkannten einigen Gottes den bisherigen Gattungsnamen der Gottheit (*deus*, *θεός*) oder den Namen des höchsten der bisher verehrten Götter verwendeten. (Das niederdeutsche Wuotan und Gott; das slawische *Bog*, ursprünglich das Reich, zu vergleichen mit *div-es*.)

2) Daß von dem Sanskritvolke sich am spätesten das Zendvolk getrennt habe.

Die indische Volkseinteilung beruht auf 4 Klassen oder Kasten, *Brahmanas* (Priester) *Ksatrijas* (Krieger) *Vaisjas* (Handwerker und Ackerbauer) *Sudras* (Dienende). Die 4te Klasse ist ein unterworfenes stammverschiedenes Volk. Der alte indische Grammatiker Paniniß gibt aber an, daß die einfache Form *arja* Epitheton der 3ten Inderkaste gewesen sei, die verstärkte Form *arja* aber die erste Klasse bezeichnet habe und Herodot nennt die Völkerschaften Vorderindiens *Arier*. Wie das Epitheton der ersten Klasse aus dem der dritten, so ist sicher die erste Klasse selbst aus der dritten hervorgegangen, die gewöhnlich *vaisja* (Schender) hieß, von der im Zend, im Lithauischen und im Deutschen (als *wih-t*, *Wicht*) wiederkehrenden Wurzel *wic* gehend. Gemeinschaftliche Bezeichnungen von Theilen der Bevölkerung sind im Sanskrit und Zend *ksatras* und *arja* (*airja*), jenes aber bezeichnet bei den Persern keine besondere Kaste. Bei den übrigen Zweigen des indogermanischen Sprachstammes aber findet nur noch das die 3te Klasse bezeichnende Wort in den Wurzeln *Fik* — *ire* (zu vergleichen mit *via*) — *lyk* — (Mensch gemeinen Herkommens) — *wiht*. — Die Kriegerkaste hat also bei den Indern sich herausgebildet, als (erst nach den übrigen Indogermanen) das Zendvolk sich von ihnen getrennt hatte.

Wir haben in den vorgeführten Schöpfungen des Sprachgeistes die Bedingungen eines Systems; jede folgende Stufe faßt die vorhergehende in sich. Die Sprachen der so zu sagen naturwüchsigem, von dem Strome der Weltgeschichte gar nicht oder nur wenig und vorübergehend erfaßten, in sich abgeschlossenen Völker zeigen durchgängig die Einsilbigkeit in ihren Wurzeln, ebenso zum bei Weitem größten Theile die genauer durchforschten Sprachen der Culturvölker.

Der Bau der agglutinirenden Sprachen zeigt sehr deutlich das Entstehen aus der Einsilbigkeit und die Flexion läßt unverkennbar die ursprünglich lose angefügten Theile des Wortes durchblicken. Es erscheinen so die ersten Stufen der Sprachbildung als erstarrte Organismen im Leben der Sprache, wie in die Natur die Mineralien und Vegetabilien. Von Seiten der Sprachforschung kann danach durchaus nichts Begründetes eingewendet werden gegen die Annahme des Ausgangs der Menschheit von einem Orte aus. Aus den äußerlichen Merkmalen, welche die Fundamente der Racenunterscheidung bilden, lassen sich ohne Vorurtheil die Zusammengehörigkeit oder die Fremdartigkeit von Völkerschaften durchaus nicht folgern. Die Tudas z. B. sind ein in den Höhen des Nilagerry wohnendes, schönes, athletisches Geschlecht mit kaukasischer Gesichtsbildung, von gravitätischer Haltung und herkulischer Kraft. Neben ihnen wohnen die Curumbar, durch die Sprache den Tudas nahe verwandt, ein kleines, elendes, schwarzbraunes Volk. Der Kopf eines Curumbar ist mit dünnem Haar spärlich bewachsen; die Augen sind klein und triefend. Dickleibigkeit und unaufhörliches Fließen von Speichel aus dem Munde machen den Curumbar zu einem ekelhaften Geschöpf.

Ferner umschließt die türkische Sprachfamilie zwei Racen, die kaukasische und die mongolische. Der mit dem Magyaren sprachlich nahe verwandte Lappe zeigt einen wesentlich von jenem verschiedenen körperlichen Typus.

Am 7. Februar sprach Herr Rechnungs-rath Warmann **über den herrschenden Nothstand und seine Bedeutung in der Gegenwart.** Einleitend äußerte der Vortragende: Angesichts des leider perennirenden Nothstandes füllen sich die Spalten fast aller Tagesblätter mit Vorschlägen zur Abhülfe, und gar Vieles geschieht, was der Weisheit wie dem menschlichen Herzen zur Ehre gereicht. Die Quellen aber des Nothstandes, die uns allein die Mittel zur Abhülfe offenbaren, entziehen sich bewußt und unbewußt der öffent-

lichen Besprechung. Man fühlt wohl, daß die übertünchten Zustände ihren tiefern Grund haben; daß die Schau- stellung eines gewissen Wohlstandes selbst in den untersten Schichten der Gesellschaft, der Wahrheit entbehrt; daß hinter dieser Schau- stellung gleichmäßig die Scham, wie das Verbrechen sich ver- bergen: allein man wagt es nicht, die Decke zu lüften, wo das Unheil geboren wird. Eine natürliche Scheu mahnt zur Vor- sicht! Der Schlund, welcher die Gesellschaft zu verschlingen droht, ist leichter geöffnet, als geschlossen. In dem Heiligthu- me aber, wo unsere Gedankenwelt Fragen stellt an die Vergan- genheit, Gegenwart und Zukunft — in dieser stillen Kammer un- s'rer Empfindungen — dort fallen sie alle nieder die ehernen Schranken, womit die vernichtenden Strömungen der Zeit und der Thatsachen umgeben sind. Der Segen, wie der Fluch werden hier mit gleicher Waage abgewogen und die Wahrheit baut ihren Tempel, sei es auch nur, um sich selbst zurecht zu finden.

Auf die gestellte Frage selbst eingehend, wurde hervorge- hoben, daß man wohl zu unterscheiden habe zwischen dem hi- sterischen — dem in der Naturordnung begründeten Proletariat und dem Nothstande, welcher vorübergehend oftmals auch blei- bend, aus dem Kulturleben der Völker hervorzugehen pflege. Reich und arm, seien gleichsam synonyme Begriffe, insofern, als jeder Maßstab zur Klassifikation fehle. Was für den Einen Reichthum begründen würde, sei für den Andern der Inbegriff des größten Mangels, je nachdem die Kultur Lebensweisen geschaffen habe, die Ansprüche an das Leben geboren hätten, welche den Glanz und den Ueberfluß nicht zu entbehren ver- möchten, ohne die Lebensstellung aufzugeben. Diese würden arm sein bei dem Ueberfluß, der in andern Händen den Voll- genuß irdischen Glückes ausmachen würde. Hieraus wurde die Thatsache abgeleitet, daß die Bilanz beim Rechenabschluß nur den befriedigen würde, welcher in allen Beziehungen des Le- bens die Summe der Genusmittel nicht über, sondern unter seiner Lebens- Sphäre suche. So viel ward beigebracht zur Begründung des historischen Proletariats, welches durch Ana- logien aus den Erscheinungen selbst der anorganischen Natur nachweislich gemacht wurde.

In Beziehung auf den herrschenden Nothstand, als den Kern der Frage, äußerte der Vortragende: Die brennende Frage des Tages sei nicht auf die natürliche Sonderung von arm und reich zurück zu führen — denn schon der Heiland

habe verkündet: „Selig sind die Armen, denn ihrer wartet das Himmelreich!“ Den Nothstand, welcher hier gemeint sei, habe das Kulturleben der Völker geboren, indem dieses mit seinen Erfindungen, seinen geistigen und materiellen Schöpfungen, welche selbstredend nur einer glücklichen Minderzahl zu Gute kommen könnten — den Millionen vorausgeeilt, diese Millionen zurücklasse, hoffend und harrend auf das Heilmittel, welches bestimmt sei, die Kluft zwischen dem Natureben und dem Leben der Civilisation auszugleichen. Die Grundlagen der alten Gesellschaft und deren Verkehrs seien dergestalt andere geworden, daß das lebende Geschlecht sich nicht zurecht zu finden vermöge.

In der Theilbarkeit des Grund und Bodens bis auf ein *diminutivum*, welches dem Ansiedler kaum mehr als das Trausrecht gewähre, dabei aber zur Begründung von Familie verlocke; in der Isolirung des kleinen Grundbesitzers im Orts-Verbande, indem die Näher-Verhältnisse, welche sonst über hereinbrechende Calamitäten hinweghalsen, ihre Bedeutung verlohren hätten; in den Maschinen, welche Millionen Hände — und hierbei wurden ausführliche statistische Nachrichten besonders in Beziehung auf das Garnespinnst und die Weberei beigebracht — entbehrlich machten; in der massenhaften Auswanderung, ohne Zurücklassung von Äquivalenten für empfangene Wohlthaten des Mutterlandes — in diesen und andern Thatsachen, glaubte der Vortragende vorzugsweise die Ursachen jenes Nothstandes und der gesteigerten Verbrechen zu erkennen, welche, Unheil gebärend, den Bestand der Gesellschaft bedrohend, die Atmosphäre des sittlichen und materiellen Lebens der Generationen verpesteten. Der Ausführung dieser Darstellung wurden mehrfache, auf statistische Autoritäten sich gründende Berechnungen zum Grunde gelegt.

